

[37]

Im Verdacht.

Roman von E. Braden. Deutsch von F. A. Hauf.

42. Freigesprochen.

Am folgenden Donnerstag erschien Treverton wieder vor dem Untersuchungsgericht. Dieselben Zeugen wie früher erschienen wieder, die Untersuchung zog sich hin und schien resultatlos verlaufen zu wollen. Eben als sie dem Schluß nahe zu sein schien, trat eine ältere Frau ein, in einem dicken, grauen Shawl gehüllt und dicht verschleiert. Es war Frau Ewitt in Begleitung Gerards, welche mit Mühe eine Drofschleife erklettert hatte, um ihre Aussage zu machen.

„Sie sind die Zimmervermieterin?“ sagte der Richter, nachdem sie den Zeugniseid abgelegt hatte, „warum waren Sie am letzten Donnerstag nicht hier? Man hat Ihnen dafür eine Geldstrafe diktiert, glaube ich?“

„Ich war nicht im Stande zu kommen.“

„O, Sie waren krank? Nun, was haben Sie auszusagen über den Angeklagten?“

„Erlauben Sie, Euer Gnaden, er sollte nicht Angeklagter sein, ich hätte schon früher die Wahrheit sagen sollen, und es hat mir keine Ruhe gelassen! Eine süße, junge Frau noch obendrein.“

„Wie ist das zu verstehen?“ fragte der Richter. „Ist das arme Wesen geisteskrank?“

„Nein, Herr, ich bin nicht mehr geisteskrank, als Sie selbst, aber ich hatte immer Fige und Kälte, und . . .“

„Sie müssen uns nicht von Ihrem Befinden unterhalten. Was wissen Sie von dem Angeklagten?“

„Nichts weiter, als daß er so unschuldig ist wie ein Lamm,“ sagte Frau Ewitt. Und dann erzählte sie mit beständigen Abschweifungen und nach wiederholten Zurechtweisungen durch den Richter ihre schreckliche Geschichte von dem Büschel grauer Haare und dem blutbespuckten Schlafrock, welcher in dem Wandschrank hinter dem Bett in ihrem oberen Zimmer verborgen war. „Er ist noch heute dort, und die Polizei kann ihn selbst finden, wenn sie nachsehen will,“ sagte Frau Ewitt.

„Das kann geschehen,“ sagte der Richter. „Wo ist dieser Desrolles?“

„Man sucht ihn!“ erwiderte Warren. „Wenn Euer Ehren erlauben, es sind zwei Herren anwesend, welche Thatsachen über ihn mittheilen können.“

„Dann sollen sie vereidigt werden.“

Der erste dieser beiden freiwilligen Zeugen war Mister Morel, der wohlbekannte Börsenpekulant und Millionär, dessen Erscheinen auf der Zeugenbank großes Aufsehen erregte. Sein Name war wohlbekannt, als der eines Mannes, der eine Million gewann, so oft in Europa Krieg ausbrach, und eine Million verlor, so oft ein Krach eintrat.

„Wissen Sie etwas über diese Angelegenheit, Mister Morel?“ fragte der Richter mit gewinnender Freundlichkeit, als ob er fragen wollte: „Es ist wirklich sehr gütig von Ihnen, daß Sie sich um das Schicksal eines Mitgeschöpfes kümmern, und ich werde Ihnen die Sache leicht machen.“

„Ich glaube, ich kann eine Spur des Mörders nachweisen,“ sagte Morel, welcher sich in einiger Aufregung zu befinden schien. „Ich beschenkte die unglückliche Dame mit einem Halsband, etwa eine Woche vor ihrem Tode, und ich habe Grund zu befürchten, daß dieses Geschenk die Ursache ihres schrecklichen Todes war.“

„War das Halsband von solchem Werth, daß es einen Mörder in Versuchung führen konnte?“

„Nein, aber einem unerfahrenen Auge konnte es sehr werthvoll erscheinen. Es war ein Geschenk, das ich einer Dame machte, deren Talente ich als Mitglied des Publicums mit Enthusiasmus bewunderte.“

„Natürlich,“ stimmte der Richter bei, als wollte er sagen: „Seien Sie unbesorgt, mein werther Herr, ich werde Ihnen keine unangenehmen Fragen stellen.“

„Ich hatte das Halsband vor einiger Zeit in Paris gekauft. Es konnte vielleicht jedes Auge, außer dem eines sachverständigen Kenners täuschen, und vielleicht auch einen solchen, wenn er es auch nur mit dem Auge allein untersuchte. Ich gab fünfzig Pfund für das Halsband, es war wirklich kunstvoll gearbeitet.“

„Hielt Madame Chicot die Steine für echt?“

„Das weiß ich nicht, ich sprach mit ihr nichts darüber! Es schien mir ein passendes Geschenk für eine Tänzerin, welcher der Schein ebenso wichtig ist, als die Wirklichkeit.“

„Madame Chicot erkundigte sich nicht nach dem wirklichen Werth Ihres Geschenkes?“

„Nein, es wurde schweigend angeboten und angenommen. Das ist alles, was ich weiß.“

Der nächste Zeuge war Salomon, der Diamanthändler. Er erzählte offen und anschaulich seine Verhandlung mit dem Fremden, welcher eine Anzahl falscher Diamanten zum Verkauf anbot, in der Meinung, daß die Steine von großem Werth seien.

„Von diesen Krystallen waren einige so groß wie die größten Diamanten, die im Handel bekannt sind,“ sagte der Juwelier.

„Wenn sie echt gewesen, wären sie für einen Dieb eine unschätzbare Beute gewesen.“ Er bezeichnete den Tag, an dem der Fremde zu ihm gekommen war, etwa eine Woche nach dem Mord.

„Können Sie den Mann wieder erkennen, der mit diesen Steinen zu Ihnen gekommen war?“ fragte der Richter.

„Ich glaube wohl.“

„War es der Angeklagte?“

„Sicherlich nicht! Er war ein Mann von fünfzig bis sechzig Jahren.“

„Ist eine Photographie von Desrolles vorhanden?“

„Es fand sich bei den Akten eine Photographie, welche Frau Ewitt der Polizei übergeben hatte, mit zwei anderen, welche Desrolles ihr bei verschiedenen Gelegenheiten gegeben hatte. Eine derselben hatte der Detektiv mitgenommen, welcher Desrolles suchte.“

Die Photographie wurde dem Zeugen vorgelegt.

„Ja,“ erwiderte dieser, „ich glaube, das ist dasselbe Gesicht. Der Mann, der zu mir kam, trug einen großen, grauen Bart, welcher ihn älter machte, ich glaube, es war ein falscher Bart. Aber nach bestem Wissen glaube ich, daß dies derselbe Mann ist. Der obere Theil des Gesichtes ist sehr auffallend, ich glaube nicht, daß ich mich täuschen kann.“

Nach diesen Zeugenaussagen beantragte Mister Warren, den Angeklagten frei zu lassen, da kein Grund vorhanden sei, ihn länger zurückzuhalten. Nach kurzer Berathung stimmte das Gericht dem bei, und der Angeklagte wurde freigesprochen.

43. Gebürt.

Als Desrolles das Städtchen verließ, nachdem er sich eine hübsche Jahresrente ausbedungen hatte, beabsichtigte er, ein neues Leben zu beginnen. Die Welt schien ihm verändert zu sein, er fühlte sich wie neugeboren und wollte wie ein Schmetterling von Stadt zu Stadt schweifen. Alles, was schön auf Erden war, stand ihm zu Gebot. Er wollte dem Branntwein entsagen und anständig leben. In Zukunft war er sorgenfrei mit voller Börse, denn was bedeuten die Qualen des Bewußtseins für einen Menschen, der es sein ganzes Leben misgachtet hatte?

Paris sollte nur die erste Station auf dieser Vergnügungsreise sein. Aber sobald er Paris betreten hatte, gingen ihm seine Pläne in Stücke. Er hatte einige seiner tollsten Jahre in Paris zugebracht und kannte die Stadt mit allen seinen Reizen und Kestern, und Paris mit allen seinen Lockungen hielt ihn fest. In London hatte er sich als armer Teufel gefühlt, in Paris kam er sich nicht schlechter vor als seine Mitmenschen.

3137
955
210
178
405
386
558
284
064

Dsch.
ab.
555
082
671
9 951

1 ab.
402
242
062

Ver.
enen

187

M.

723

ab.

121
887
507
439
300
349
648
443
979
188
732
5147
707
840

ldy.

ab.

1 zu
865
931
H.
uld-



Er betrat Paris mit fünfundneunzig Pfund in der Tasche und einer Pension von tausend Pfund jährlich. Mit einer sichern Zukunft vor sich, war er mit seinen Ausgaben in der Gegenwart etwas sorglos gewesen, aber es lag ihm nichts daran, durch Luxus zu glänzen. Das Haus, in dem er früher gewohnt hatte, stand an der Ecke eines breiten neuen Boulevards und war nur durch Zufall dem Abbruch entgangen. Desrolles war entzückt, sein altes Nest wiederzufinden, und fragte in der Wohnstube, welche sich in dem Hause befand, ob er oben eine Junggesellenwohnung haben könne.

„Für Junggesellen giebt es immer Raum,“ erwiderte die stämmige Dame am Schanztisch. Ja, im fünften Stock wäre noch ein sehr bescheidenes Zimmer, wo der Herr ganz ungenirt wohnen könne.

„Im fünften Stock?“ rief Desrolles zweifelnd. „Glauben Sie, meine Deine seien noch so jung wie vor zwanzig Jahren?“

„Monsieur sieht sehr rüstig und jugendlich aus!“ sagte die Dame.

Das Zimmer im fünften Stock war leider das einzige, welches noch frei war in diesem Hause, und nach einigem Bögern folgte Desrolles einer älteren Frau die schmutzige, alte Treppe hinauf, um das Zimmerchen zu besehen.

„Es geht auf den Boulevard hinaus,“ sagte die Frau, „und ist wunderhübsch.“

Desrolles blickte auf die breite Nebenstraße hinab. Das Zimmer war schmal, aber Desrolles erschien es behaglich. Der Teppich bedeckte die rothgestrichene Diele, Bett und Fenster hatten reine Gardinen, auch ein Schreibtisch war vorhanden, in welchem man bequem einige Papiere zu gelegentlichem Gebrauch unterbringen konnte.

„Es ist hübsch hoch,“ sagte er, „aber ich muß mich fügen, ich liebe mein altes Quartier.“

Es herrschte von jeher ein sehr freier Ton in dem Hause, die Miether konnten zu jeder Stunde kommen und gehen, ohne Schlüssel, der Eigentümer war ein guter Kerl, der von seinen Miethern nichts weiter verlangte, als daß sie regelmäßig zahlten und nicht mit der Polizei in Konflikt kamen.

Desrolles legte seine kleine Reisetasche nieder, welche all sein weltliches Besitzthum enthielt, bezahlte der Frau die Miete für einen Monat voraus und ging dann aus, um sich Paris anzusehen. Er beschloß, seine Reise nach dem Süden einige Wochen aufzuschieben. Dann besuchte er alle die Orte, die ihm vor zwanzig Jahren theuer gewesen waren, und fand viele Veränderungen, aber die Atmosphäre war dieselbe. Absynth war die große Neuigkeit. Dieses mörderische Getränk hatte beim Beginn des zweiten Kaiserreichs noch nicht seine jetzige Popularität erreicht, Desrolles verzichtete auf den Branntwein zu Gunsten des neuen Giftes. Er fand viel neue Genüsse an den alten Stellen, — es waren nicht dieselben Menschen, aber es waren dieselben Gewohnheiten und Laster. Er fand Leute, mit denen er spielen und trinken konnte, deren Zunge so verworfen war wie seine eigene, welche das Leben in dieser und jener Welt von demselben Standpunkt ansahen wie er.

Seine brutale Natur sank in dieser Umgebung noch tiefer. Er gab sein Geld sorglos aus, da er sich gegen die Zukunft gesichert glaubte.

Eines Morgens warf ihm der Zufall eine englische Zeitung in den Weg, in welcher er den Bericht von Trevertons erstem Verhör las.

Die Zeitung war mehr als eine Woche alt. Die damals vertragte Verhandlung mußte vor einem oder zwei Tagen stattgefunden haben. Desrolles starrte das Blatt in dumpfer Verwunderung an. Sein Geist war von Absynth benebelt. Er bemühte sich vergebens, sich klar zu machen, welche Wirkung die Verhaftung Trevertons auf seine Verhältnisse haben könne.

Sein Name war in dem Bericht nicht genannt und er fühlte sich völlig sicher. Aber man konnte nicht wissen, was noch vorkommen konnte, wenn eine Untersuchung einmal eingeleitet war.

„Schade,“ sagte Desrolles zu sich selbst, „die Sache war so schön zur Ruhe gebracht! Wahrscheinlich hat dieser junge Kasse, der Sohn des Pfarrers, die Geschichte wieder aufgerührt.“

Sein Leben in Paris gefiel ihm, aber die Besichtigung vor weiteren Enthüllungen, zu welchen diese neue Untersuchung führen könnte, ließ ihm keine Ruhe, und er überlegte, ob es nicht ratsam sei, etwas in die Ferne zu schweifen.

„Amerika ist der richtige Ort,“ sagte er zu sich selbst, „so eine Seestadt in Südamerika würde mir prächtig passen. Aber dazu gehört ein gesichertes Einkommen, und wie kann ich meines Einkommens sicher sein, wenn ich Europa verlasse? Daß Treverton sich in Verlegenheit befindet, ist mir gleichgültig, hängen können sie ihn nicht, der Beweis ist nicht stark genug. Nein, wenn nicht andere Namen noch auftauchen, wird sich alles wieder beruhigen. Aber, wenn die hohe See zwischen mir und Treverton liegt, wie kann ich dann meiner Pension sicher sein? Sie werden mir am Ende ein Schnippen schlagen, wenn ich auf der andern Seite dieser großen Härtingspflüge ankomme.“

Das war ein ernster Punkt. Aber Desrolles empfand ein schleichendes Gefühl, daß es klüger sei für ihn, sobald als möglich nach Amerika zu gehen. Paris war nichtswürdig nahe an London, und die Polizei der beiden Städte stand ohne Zweifel in beständigem Verkehr.

Er ging nach einem Schiffahrtsbureau und ließ sich den Fahrplan der amerikanischen Dampfer geben, welche während der nächsten sechs Wochen von Havre abgehen sollten. Zwei bis drei Tage trug er das Papier mit sich herum und studirte an ruhigen Augenblicken fleißig, aber er war noch nicht zum Entschluß gekommen, welchem Schiff er sich und sein Schicksal anvertrauen sollte. In einer Woche sollte „La Reine Blanche“ nach Valparaiso und in vierzehn Tagen die „Zenobie“ nach Rio de Janeiro abgehen. Zwischen diesen beiden Schiffen schwankte er.

Er sagte sich, er müsse eine Ausrüstung für diese Reise haben. Diese und die Ueberfahrt würden mindestens fünfzig Pfund kosten, von den hundert Pfund, welche ihm Treverton gegeben hatte, waren nur noch sechzig übrig.

„Es wird nicht viel übrig bleiben, wenn ich ankomme,“ sagte er, „aber ich glaube, Laura wird mich nicht steden lassen. Außerdem, wenn das Geld für meine Rechnung an meinen Advokaten in London gezahlt wird, so braucht Treverton nicht zu wissen, wo ich bin.“ (Schluß folgt.)

Die Dorf-Madonna.

Von Rudolf Herzog.

Mit Niederklang, leichtem Herzen und leichtem Mäuzel war ich Tags über gewandert. Jetzt dämmerte der Abend, und die Fluthen des Rheines, goldbroth übergossen vom Schein der untergehenden Sonne, raunten mir leise Märlein zu von den Turmburgen, deren letzte Reste hoch oben an den Felsen klebten, und ihrer längst nun vermoderten Bewohner Glück und Leid, von den Winterhäuschen am Bergesfuß, deren schlichte Infassen doch denselben Regungen in der Brust Herberge gaben, wie die stolzesten Geschlechter vor ihnen und nach ihnen.

Es ist ein seltsames Gefühl, welches den einsamen Wanderer oft abends am Rheinesufer heischlicht, wenn rings um ihn die Welt in feierlicher Sabbathstille ruht und leise und mahnend aus der Ferne das Ave-Glücken ruf.

Erst und in sich gefehrt zieht man seine Straße, die Brust wölbt und spannt sich; das Blut schießt so heiß zum Herzen, und doch weiß keiner sich Rechenschaft zu geben, was ihn plötzlich so schweigend macht.

Ober seid ihr es, ihr mächtigen Felsen, die ihr vom Abend-

sonnennein übergossen in eurer vollen Majestät auf die Seele wirkt, stolz und stark in eurer Urmüchigkeit als Werke der Gotttheit, und auf eurem Gipfel die leeren Knochengeriiste der Burgen, der Werke von Menschenhand, von denen es herwehte wie Geisterstimmen, die da erzählen von Berggällichkeit, auch der des Glücks und des Leids.

Auch mich hatte jenes Gefühl übermannt, als ich langsam der Straße zu dem kleinen Dorfe folgte, dessen Glockenton mir entgegenbrang.

In den Dorfgassen war es wie ausgestorben, nur vom kleinen Friedhose neben der Kirche, über den ein lichter Schein ausgebreitet lag, tönte ein leises Glockenklingen her.

Ich trat durch das Gitterthor und schaute, an die Mauer gelehnt, sinnend über die Gräber-Neihen.

Ein einziges Weib lag knieend vor einem Grabe. Das Haupt, das sich fest an das Kreuzlein drückte, war vom Kerzenlicht wie mit einem Heiligenschein umgeben und zeigte madonnenhaft sanfte Büge. Jetzt erhob sich diese einzig Anwesende. Noch einen Blick

dem Grabe, einen Blick, in dem ein Meer von Schmerz und Liebe zu wogen schien — und sie verließ die stille Stätte. Ich war ihr durch das Thor gefolgt und sah sie in eins der nächstgelegenen Häuser treten. Die Frau, welcher ein Märtyrertum in den Augen zu lesen stand, hatte einen wunderbar tiefen Eindruck auf mich gemacht.

Vom Kirchlein her kam der Pfarver geschritten. Ich grüßte ihn und ging mit ihm ins Dorf hinab. Wir plauderten über die Bedeutung des Tages, über die wunderbare Poesie, die in ihm wohnt, dann auch über die kleine Gemeinde des Dorfleins und ich wagte es, ihn nach der schönen traurigen Frau vom Grabe zu fragen.

Wir hielten gerade vor dem Pfarrhause still. „So haben Sie sie gesehen?“ fragte er, „die Dorf-Madonna, wie sie das Volk hier nennt. Sie hat ein seltsames Gesicht gehabt, des Wingers Josef kleine Lore. Sie ist eine von denen“, fügte er ernst hinzu, „für die das Wort der Schrift geschrieben steht: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er“.

„Ehrwürden sah die Spannung in meinen Zügen und meinte lächelnd:

„Das Schicksal der Frau scheint Sie zu interessieren; da Sie ihr ins Auge geschaut, nimmt's mich nicht Wunder. Wenn ich Sie einladen darf, in meine bescheidene Behausung zu treten, so will ich Ihnen gern erzählen, wie wunderbar oft des Herrn Wege sind.“

Ich nahm die Einladung lebhaft dankend an und bald sah ich nach den üblichen Vorstellungen und einigen wenigen Redensarten über das „woher und wohin“ auf dem ledergepolsterten Sopha im Studirtübchen des Herrn Pfarrers.

„Es war im Sommer des Jahres 18...“ begann dieser, nachdem er seine Pfeife in Brand gesetzt und mir ebenfalls eine zugebracht hatte. „Unser Herrgott hatte uns einen hellen sonnigen Tag beschert. Da zog eine kleine Schaar junger, fröhlicher Leuten in unser Dorf ein. Sie trugen den Mägen auf den Rücken und führten den Malerstock in der Hand, den sie als Stütze und auch als Feldstuhl benutzten. Es waren junge Maler, die den Rhein bis zur Quelle heraufmarschirten und über die Alpen nach Italien wollten. Ausgelassene Burschen, die das Leben nur von der Sonnenseite betrachteten.

Eben im Dorfe, wo sie ein paar Tage rasteten, um zu skizziren und zu malen, hatten sie auch schon das ganze liebe Nest in Aufruhr verlegt und zumal den Mädels die Köpfe verdreht.

Es war auch ein herzegewinnender Anblick, die Leute bei der Arbeit zu betrachten. Die kurze Pfeife im Munde, ein süßes Lied vor sich hinhummelnd, so standen oder saßen sie vor ihren Feldstapfeln, zouberten den alten Vater Rhein, die Felsen und Burgtrümmer auf die Leinwand, oder hatten sich ein paar junge Dorfschönen zum Modell erkoren, denen sie mit ihren lachenden Bemerkungen oft die Köpfe in die Wangen trieben.

Die Lore des Wingers Josef zählte damals 16 Jahre. Es war ein sanftes stilles Kind, von ganz eigenartiger Schönheit, wie ich sie nie wiedergesehen habe. Man nannte sie damals schon die Dorf-Madonna. Sie hielt sich von ihren Altersgenossen und Genossinnen ziemlich fern und hauste mit ihrem alten Vater zusammen in glücklicher Abgeschiedenheit. Der Winger Josef hatte einmal bessere Tage gesehen. Er war in seiner Jugend draußen in der Welt gewesen, hatte viel gelernt und sein Töchterchen daher nicht nach gewöhnlicher Bauern Art erzogen.

Da sein Weib früh gestorben, so betrachtete er es als seine heiligste Pflicht, sich ganz seinem Kinde zu widmen, das mit derselben hingebenden Liebe an seinem Vater hing.

Einer der jungen Maler, ein fein gekleideter hübscher Bursche in den Zwanzigern, hatte das Mädel nun richtig aufgesüßert und ruhte und rastete nicht eher, als bis er das reizende Köpfchen mit dem Stifte festhalten durfte.

Ich fühlte zu jener Zeit oft noch das Bedürfnis, den Abend unter Menschen zu verbringen, wenn es auch meine hieberten Bauern waren, und so sah ich denn am Abende jenes Tages mal wieder drüben im „Schwan“, der Sie diese Nacht ja auch unter seine Fittiche nimmt, und trank mit Bürgermeister und Schullehrer mein Schöppchen „Rothen“, als die junge Schaar von ihrer Arbeit zurückkam, und sofort den „Schwanen“ stürmte.

Nun, ich brauche Ihnen die Tollheiten, die sie mit Wirth und Gästen trieben, nicht erst auszumalen. Sie schauen ja auch aus jungen Augen in die Welt und werden sich und die Jugend kennen.

Gerade hatten jene einen schmetternden Cantus zur Dede gestand, als in der Thür jener junge Mann, den ich am Tage bei Winger Josef gesehen, er schien und gleich mit einem brausenden „hoch soll er leben“ empfangen wurde.

„Na, Hochkirch, wo stecken wir denn so lange?“ rief der eine. „Selbstredend Mädels nachgejagt. Töte à töte mit hübschem Bauernkind!“

„Herr Kurt v. Hochkirch! Feudaler Mensch! Wenn die gnädige Frau Mutter das wüßte! Ei, ei, ei!“

„Geht dem Schwarz mal Wein zu trinken, damit der Mensch zu Sinnen kommt“, lachte Hochkirch. „Wunderbar, der Mensch ist nur zu verbauchen, wenn sich seine gelegnete Kehle gerade mit Schluden beschäftigt, was zu unserem Glück noch recht häufig vorkommt!“

„Wie weit bist du denn mit der Wingerin?“ rief ein dritter. „Zeig mal her die Skizze!“

„Hochkirch zog sein Skizzenbuch aus der Tasche und reichte es dem Frager über den Tisch, den die anderen neugierig umdrängten.

„Nicht gezeichnet, famoser Strich; aber auch brillantes Modell, alle Wetter! großartiges Modell! Das wäre eine Madonna!“

„Ich beabsichtige auch, sie als solche zu malen“, bemerkte Hochkirch.

„Was?“ schrien die Genossen, sie als solche zu malen? So kommt das Kind nach Karlsruhe?“

„Das weniger; aber ich gedenke das Bild gleich hier zu schaffen.“

Als wäre eine Bombe unter sie gefahren, so fuhren die Leuten von ihren Sätzen.

„Bei meinen sämtlichen Vinseln!“ rief Schwarz in komischem Entsetzen. „Ist denn kein Arzt zur Hand? Willst du wie Moses dießseits der Berge bleiben, während wir ins gelobte Land Italia ziehen, wo Milch und Honig fließt. Erst trabit du mit nach Venedig, Rom, Florenz, siehst Neapel; verlußtst dort, mein Sohn, wie es der gute Ton von dir heißt, in die Ewigkeit zu wandern. Gerath's nicht, auch gut, desto besser wollte ich sagen. Nachher magst du in Gottes Namen dieses Zusucium wieder aufsuchen und Madonnen-Bildchen malen.“

„Unbesornt“, lachte Hochkirch. „Ich komme schon nach, sobald ich das Bild vollendet habe, und ich denke, das wird bei etwas Fleiß nicht zu viele Wochen dauern!“ (Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* Von einem interessanten Telephon-Experiment macht ein bairisches Fachblatt Mittheilung; danach kann man nämlich auf den Fernsprech-Vermittlungsämtern den menschlichen Körper als Leiter für die Fernsprechverbindungen benutzen. Wenn zwei Teilnehmer mit einander sprechen wollen, so werden auf dem Vermittlungsamte bekanntlich in den Klappenschranken die zu den betr. Leitungen gehörigen Klirten durch eine Leitungsschnur verbunden. Verwendet man nun zwei Leitungsschnüre, steckt je einem Stöpsel derselben in eine Klinkle und nimmt die beiden anderen freien Stöpsel in die etwas angefeuchteten Hände, so erfolgt die Verständigung unter den Theilnehmern ebenso vorzüglich als bei der direkten Verbindung durch eine Leitungsschnur. Die Telephonströme wirken also durch den menschlichen Körper hindurch. Die Verständigung erfolgt auch dann ohne jede Schwierigkeit, wenn eine Kette von mehreren, mit den Händen sich umfassenden Personen gebildet wird und die erste und letzte Person je einen Stöpsel der Leitungsschnüre anfacht. Das Experiment wird noch unterhaltender, als man mit Hilfe der einschalteten Personen auch das Gespräch der Theilnehmer abhören kann. Berührt man nämlich irgend eine der eingeschalteten Personen mit dem Haken des Kontrolltelephons an der Station der Nase, dem Ohr, dem Hals etc., so hört man im Kontrolltelephon das Gespräch in gewohnter Weise klar und deutlich mit. Die als Leiter dienenden Personen haben nur äußerst schwache Empfindungen von den durch sie hindurchgehenden Strömen.

* Eine neue Tischmode. Von einer neuen Mode wissen englische Blätter zu berichten. Kein Tischtuch mehr! Der Damast ist in Acht und Bann gethan und man servirt direkt auf dem Tische, den man nur an den Seiten mit einem herabfallenden Behänge umgiebt, auf welchem allerdings noch die Gedecke der Gäste zu stehen kommen. Die Mitte des Tisches bleibt vollständig unbedeckt. Natürlich entfallen bei diesem Arrangement die gestickten Läufer und Milieuz, mit deren Anfertigung unsere Damen so viel Geld — ersparen. Und wenn die Mode allgemein werden sollte, so möchten wohl die Hausfrauen, die gerade keine gestickte Läufer und Milieuz anlegen, mit der Verbannung des Tischtuches zufrieden sein. Wer die kleinen Zufälligkeiten am Familientische kennt, der weiß, daß die Hausfrau Sorge hat, auch nur einen Tag das Tischtuch sauber zu erhalten. Der erste Fleck wird durch eine Strafpredigt geahndet. Bei einem reichumgesetzten und reich besetzten Familientisch hilft sich die Hausfrau ohnehin schon durch Ueberlegen einer Wachsstockdecke. Die neue Mode scheint sich aber nur auf die Gesellschaftstafel zu beziehen und da würde sich das Tischdecken beim Wegfall des Tischtuchs doch nicht weniger komplizirt gestalten, denn nun gilt es, bei der Wahl der Aufsätze und Vasen, welche die Tafel schmücken, auch die Farbe der Tischplatte zu berücksichtigen. So wählt man zu Nußholz silberne Vasen mit gelben Blumen und silberne Guerdionlampen (die Dinerstunde ist bekanntlich in London eine späte), deren weiße Spitzenschleier gelbe Seide durchschimmern lassen. Die erwähnten Behänge, sowie die Servietten zeigen dann, der Ueber-einstimmung halber, gelbe Bänder, der Wein funkelt in prächtigen Kristallgläsern und die Speisen werden auf Silber servirt. Zu

Alt-Glück ist dann wahrscheinlich Roth und Gold de rigueur und zu einem etwaigen Speisefische von Mahagoni wird Blau und Latina empfohlen.

* **Unser Deutsch in Frankreich.** Unter dieser Ueberschrift findet sich in der neuesten Nummer der „Grenzbote“ (Leipzig, Grunow) folgende lehrreiche Anstiftung: „Welche unglaublichen Verwirrungen bei Ausländern durch die Unwissenheit, den Leichtsinne und die Albernheit hervorgerufen werden, womit die Deutschen ihre Mutterprache zu behandeln gewohnt sind, davon finden wir in der Aprilnummer der „Revue de l'enseignement des langues vivantes“ ein schlagendes Beispiel. In dieser Nummer stellt ein französischer Professor der deutschen Sprache unter anderen folgende „deutsche“ Sätze zur Einübung für die Schüler der Lyceen zusammen: Die Symbole der antiken Religionen basiren sich auf Mythen. Die Allegorien und die Personifikationen der Naturphänomene spielen darin auch eine große Rolle. — Von den Interessen meines Kapitals habe ich nur geringen Profit. — Die Toiletten dieser Dame sind äußerst elegant. — Die griechische Tragödie hatte Chöre, welche Verse über religiöse Themen rezitirten. — Die pariser Moden werden auf dem ganzen Continent respektirt. — Die klassischen Autoren jeder Nation sind populär. — Unser Finanzminister ist ein Mann von Genie, weil er das Budget equilibriert und bei seiner Administration nie ein Defizit produziert. — Die Schüler des eminenten Philosophen Hegel haben seine Sektionen redigirt und publizirt. — Goethes Natur war majestätisch und imposant. Alle seine Statuen reproduziren diesen physischen Charakter. — Das ist nicht etwa Scherz, sondern das sind die Musterbeispiele für deutsche Sätze auf den französischen Lyceen. So weit sind wir glücklich. Wenn kommt da nicht der Angstschweiß auf die Stirn.

* **Die Frauenhand.** Den weiblichen Händen der verschiedenen Nationen hat ein französischer Physiologe seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; derselbe kommt zu folgenden interessanten Resultaten: Die irischen Mädchen besitzen nach seiner Meinung die schönsten Hände, während diejenigen der Engländerinnen zu dick und zu fleischig sind. Die Amerikanerinnen zeichnen sich durch schmale und lange Hände aus im Gegensatz zu den deutschen Mädchen, welche breite Handflächen und schmale Finger haben. Was die Schönheit der Hände betrifft, so kommen gleich nach den Irländerinnen die Polinnen. Als indifferent könnten die Hände der italienischen, spanischen und französischen Damen bezeichnet werden, gleich Frankreich und Italien schönere weibliche Hände aufweisen als Spanien. Viel Zeit widmen die Pariserinnen und Berlinerinnen der Pflege ihrer Hände, und die natürliche Folge davon ist, daß in diesen beiden Weltstädten die relativ schönsten Hände angetroffen werden. In China, dem Reiche der Mitte, heißt ein altes Wort: „Je vornehmer die Damen, desto länger die Nägel,“ und daher kommt es, daß in diesem Reiche die Weiblichkeit durch außerordentlich lange Nägel hervorragt. Daß die Näherin zerstoßene Finger, die wirtschaftlich thätige Frau harte und rote Hände zeigen, ist einleuchtend; ebenso begreiflich aber ist es, daß schöne, zarte Hände in der Regel die Folgen des — Müßigganges oder nur geistiger, nicht körperlicher Beschäftigung sind.

* **Brantwerbung in Serbien.** Die in Nisch erscheinende „Sloboda“ führt lebhaft Klage darüber, daß in ganzen Gegenden unter der serbischen Landbevölkerung die Unsitte des Mädchenraubes immer mehr überhand nimmt. Die jungen Leute, die auf ein Mädchen ihr Auge geworfen, überfallen mit bewaffneter Hand das betreffende Haus und schleppen ihre Beute in den Wald, wo sie einige Tage zubringen, worauf dann dem Opfer gewöhnlich nichts übrig bleibt, als seinen Räuber zum Manne zu nehmen. Es kommen jedoch Fälle vor, in welchen das geraubte Mädchen lieber die Schande mit sich trägt, als auf solchem Wege zu einem Manne zu kommen. Dann schreiten die Strafgerichte ein und die jungen Leute werden zu fünf bis sechs Jahren Zwangsarbeit und zu solch hohem Schadenersatz verurtheilt, daß sie Haus und Hof verlieren. Nach Hunderten zählen die jungen Bauernsöhne, die in solcher Weise in den Kerker kommen. Aber trotz dieser Strenge ist der Mädchenraub, wahrscheinlich ein Ueberrest aus alten freigerichtlichen Zeiten, der jetzt wieder in die Mode zu kommen beginnt, nicht auszurotten. Sogar die Kirche hat sich ins Mittel gelegt, und Bischof Mikonor verbot seiner Geistlichkeit, ein Paar zu trauen, welches durch Raub zusammengeführt wurde. Und auch dies ist ohne Erfolg geblieben. Die Romantik des Mädchenraubes übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die bäuerlichen Don Juans aus.

* **Sinnrige Deutung.** Einem französischen Maire aus dem Distrikt Séraunt war es vorbehalten, in den Farben seiner Schärpe die Farben des künftigen Geglücks der von ihm getrauten Paare zu entdecken. Er schloß jüngst eine seiner standesamtlichen Heden, indem er zu den jungen Gatten sprach: „Meine Schärpe ist das Symbol Ihrer Ehe; das Roth, mein Herr, bedeutet das Feuer Ihrer Liebe; das Weiß, mein Fräulein, die Reinheit Ihres

Herzens, und das Blau — würde, wenn es grün wäre, die Farbe der Hoffnung sein!

* **Wirthshaus-Gumor.** Gast: „Herr Wirth, dies Bieffsteat leidet an einem Uebel!“ — Wirth: „An welchem denn?“ — Gast: „An Gröhenwahn!“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

h. Berlin, 19. April. Nach seiner Rückkehr von Halle hat Herr Friedrich Haase gestern im „Leising-Theater“ ein kurzes Gastspiel begonnen, das ihn zunächst den Erfolg einiger ausverkaufter Häuser gebracht hat: schon am Freitag war die Kasse für die ersten beiden Abende geschlossen worden. Man sieht daraus, wie beliebt der Schauspieler hier auch jetzt noch ist, obwohl er in sämtlichen Theatern unglückliche male gespielt hat. In dem alten Lustspiel „Die alten Junggesellen“ von Victorien Sardou begann Herr Haase diesmal seine Thätigkeit. Das Stück ist bei mancher Feinheit im Dialog doch zu verstaubt, um noch Interesse zu finden. Herr Haase spielte die sentimentale Rolle des alten Lebemannes Mortimer, der auf galanten Wegen plötzlich einen Sohn und eine hübsche Schwiegertochter entdeckt, und ein empfindsames Herz obendrein. Die glänzende Färbung, die tabellösen Manieren und die raffinierten Konversationskünste des Gastes fehlten auch jetzt noch das Publikum; in den tragischen Szenen aber verlagte das ganz auf Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten gestellte Talent Haase's und es kam für ihn nur ein halber Erfolg heraus, eine föhliche Respektbezeugung für den alten Liebling. — Der Tag der Fahnen- und Standartenweihe hat dem königlichen Opernhause eine Festvorstellung gebracht, ein „théâtre paris“, wie es der Zettel noch immer nennt. Man gab den zweiten Akt des „Keldlager in Schlesien“ von Meyerbeer und das zweifelhafte Ballet „Militaria“ von Taglioni und Hertel, also ein ganz militärisches Programm. Und Militär, dem alten General bis zum jüngsten Lieutenant, hatte auch den Zuschauerraum besetzt. In der mittleren Prosceniumsloge hatte die Kaiserin mit der Erbprinzessin von Meiningen Platz genommen, beide in glänzender Toilette und mit reichstem Diamantenschmuck, nebenan saß der Kaiser — in der Uniform der Gardehülfen — und der Erbprinz von Meiningen als Generalmajor der Infanterie. „Civilisten“ wurden nur im Grad bzw. in Gesellschafts-toilette zugelassen. — Im „Residenz-Theater“ hat des Grafen Leo Tolstoi satirische Komödie „Die Früchte der Bildung“ nun auch abends einen starken Heiterkeitserfolg erzielt und man darf hoffen, daß die im Geiste Molières geschaffene Komödie auch auf anderen Bühnen heimisch wird. In dem vorzüglichen Ensemble fiel als gepreßter Salonprofessor Herr Schmidt-Häufler auf, ein Schauspieler von ausgeprochen charakteristischer Begabung für feinkomische Rollen, der im nächsten Winter dem Stadttheater in Halle angehören wird. — Ehe es noch recht Frühling geworden ist, hat heute bereits die Sommeroper in „Kroll's Theater“ begonnen. Ein ausverkauftes Haus empfing Lilli Lehmann als „Sibello.“ Näheres morgen.

H. Man meldet uns aus Paris, 18. April: Der Minister der schönen Künste, Bourgeois, theilte seinen Ministerkollegen mit, daß er beschloffen habe, Bertrand zum Direktor der Oper zu ernennen. Bertrand will sich den Konzertdirektor am Châtelet, Colonne, zuordnen. Die neue Konzeption wird für die Zeitdauer von 1892—1899 ertheilt. Die neue Direktion beabsichtigt, folgende Opern aufzuführen: „Armide“ und „Dybbö“ von Gluck, „Des Troyens“ von Berlioz, „Salambo“ von Meyerbeer, „Sérodiane“ von Massenet, „Samson et Dalila“ von Saint-Saëns, „Dybbö“ von Verdi, „Mephisto“ von Boito, „Mélon“ von Rubinstein, „La vie pour le tsar“ von Gluck, „Meisteringer“ und „Lohengrin“ von Wagner. Die Zahl der wöchentlichen Vorstellungen wird von 3 auf 4 erhöht, von denen eine zu ermäßigten Preisen stattfindet. Sonntags sollen Matinées zu ebenfalls ermäßigten Preisen veranstaltet werden.

— Der „N. N. Z.“ zufolge beabsichtigt der Staat, ein Werk herauszugeben, welches einen Ueberblick über alle die plastischen und malerischen Arbeiten gewähren soll, die im Auftrage des Staates von deutschen Künstlern geschaffen worden sind.

— In Turin ist am Mittwoch ein Zweig-Verein des Richard Wagner-Vereins gegründet worden.

* **W. Heimbürgs gesammelte Romane und Novellen.** Von der hübsch illustrierten Heimbürg-Ausgabe liegen bisher 8 Bände vor; sie enthalten die Erzählung: „Aus dem Leben meiner alten Freundin“ und die erste Hälfte von „Lumpenmüllers Liebesden.“ Die bei Ernst Reiss Nachf. in Leipzig erscheinende Ausgabe umfaßt 75 Bände zu je 40 Pf.